

(Nachdruck verboten.)

## 2] **Koma Gordjefew.**

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner.

In den neun Jahren seiner Ehe gebar ihm seine Frau vier Töchter, doch sie starben alle. Ignat erwartete mit Herz-Klopfen ihre Geburt und betrauerte ihren Tod nur wenig — er brauchte sie so wie so nicht. Seine Frau schlug er schon im zweiten Jahre nach der Hochzeit, zuerst schlug er sie in betrunkenem Zustande und ohne Zorn, einfach nach dem Sprichwort „Liebe deine Frau wie deine Seele, und schüttle sie wie einen Birnbaum“, aber nach jeder Geburt, die ihn um seine Hoffnungen betrog, flammte in ihm Haß gegen seine Frau auf, und er schlug sie jetzt mit Vergnügen, indem er sich an ihr dafür rächte, daß sie ihm keinen Sohn gebar.

Eines Tages, als er sich geschäftlich im Samarers Gouvernement befand, erhielt er von zu Hause von den Verwandten ein Telegramm, das ihn vom Tode seiner Frau benachrichtigte. Er bekreuzte sich, sann eine Weile nach und schrieb seinem Gevatter Majakin:

„Beerdigt sie ohne mich, gib' acht aufs Geld. . .“

Dann ging er in die Kirche und hielt dort eine Seelenmesse; als er für den Frieden der verstorbenen Kulinina gebetet hatte, begann er daran zu denken, daß er möglichst bald wieder heiraten müsse.

Damals war er dreißig Jahre alt; er war groß und breitschultrig und hatte einen tiefen Daß wie ein Protodiakon; seine großen Augen blickten dreist und klug unter den dunklen Brauen hervor; in seinem gebräunten Gesicht, das von einem dichten schwarzen Bart umrahmt war, und in seiner ganzen mächtigen Gestalt war viel rein russische, gesunde, ordinäre Schönheit; in seinen gemessenen Bewegungen und dem stolzen, behäbigen Gang lag ein Gefühl von Kraft und von großem Selbstbewußtsein. Er gefiel den Frauen und mißte sie nicht.

Kaum war ein halbes Jahr seit dem Todestage seiner Frau vergangen, als er schon um die Tochter eines ihm geschäftlich bekannten molotanschen Kosaken im Ural anhielt. Der Vater des Mädchens gab ihm seine Tochter, ungeachtet dessen, daß Ignat auch im Ural als ein „tolter“ Mensch berüchtigt war, und im Herbst kehrte Ignat Gordjefew mit seiner Frau, der jungen Kosakin, nach Hause zurück. Sie hieß Natalja. Groß, schlank, mit weit offenen, blauen Augen und einem langen, dunkelblonden Zopf, war sie eine des schönen Ignat würdige Erscheinung. Er war hochbeglückt, war auf seine Frau sehr stolz und liebte sie mit der leidenschaftlichen Liebe eines gesunden Mannes. Doch bald begann er, sie nachdenklich und scharf zu beobachten.

Selten erschien ein Lächeln auf dem ovalen, streng regelmäßigen Gesicht seiner Frau, — sie dachte immer an etwas, was dem Leben fremd zu sein schien, und in ihren blauen Augen, die stets kalt und ruhig waren, leuchtete manchmal etwas Dunkles, Menschenscheues. In der freien Zeit, die ihr die Beschäftigung mit der Wirtschaft übrig ließ, setzte sie sich im größten Zimmer des Hauses ans Fenster und blieb hier regungslos und schweigend zwei, drei Stunden sitzen. Ihr Gesicht war der Straße zugewandt, doch der Blick ihrer Augen verhieß sich allem gegenüber, was dort hinter dem Fenster lebte und sich bewegte, so teilnahmslos und war zugleich so tief, als blickte sie in sich hinein. Auch ihr Gang war seltsam — Natalja bewegte sich in den geräumigen Zimmern des Hauses langsam und vorsichtig, als ob etwas Unsichtbares die Freiheit ihrer Bewegungen beengte. Das Haus war mit einem schweren, ordinär prahlerischen Luxus eingerichtet, alles darin glänzte und schrie von dem Reichtum des Besitzers, aber die Kosakin bewegte sich an den teuren Möbeln und den aufgetürmten Silbergeräten scheinbar vorüber, als fürchte sie, all diese Sachen könnten sie packen und ersticken. Das lärmende Leben der großen Handelsstadt interessierte diese schweigende Frau wohl nicht, und wenn sie mit ihrem Mann spazieren fuhr, waren ihre Augen auf den Rücken des Kaufmanns gerichtet. Wenn ihr Mann ihr vorschlug, mit ihm Besuche zu machen, ging sie und benahm sich dort ebenso seltsam

wie zu Hause; wenn Gäste zu ihr kamen, bewirtete sie sie eifrig, ohne das geringste Interesse daran zu äußern, wovon sie sprachen, und ohne einen von ihnen den andren vorzuziehen. Nur der kluge und wichtige Gevatter Majakin rief manchmal auf ihrem Gesicht ein Lächeln hervor, das blaß wie ein Schatten war. Er sagte von ihr:

„Das ist ein Baum und kein Frauenzimmer. Doch das Leben ist wie ein nie verlöschendes Feuer, wir alle flammen darin auf, auch diese Molotantin wird Feuer fangen, wart' nur, laß ihr Zeit. Dann werden wir sehen, was für Blumen auf ihr blühen werden. . .“

„He, Du Heidin!“ sagte Ignat scherzend zu seiner Frau. „Vorüber sinnst Du? Sehnt Du Dich nach Deinem Kosakendorf? Lebe lustiger!“

Sie schwieg und blickte ihn ruhig an.

„Du gehst gar oft in die Kirche. . . warte doch damit! Du wirst noch Zeit haben, Dich von den Sünden loszubeten. . . Du mußt ja zuerst sündigen. Du weißt: wenn man nicht sündigt, hält man nicht Buße, und wenn man nicht Buße hält, rettet man sein Seelenheil nicht. . . Sündige also, solange Du jung bist. Wollen wir spazieren fahren?“

„Ich hab' keine Lust dazu.“

Er setzte sich zu ihr, umarmte sie, die kalt blieb und mit der Erwidderung seiner Liebkosungen geizte, sah ihr in die Augen und sprach:

„Natalja! Sag, warum bist Du so wenig froh? Langweilst Du Dich mit mir?“

„Nein,“ erwiderte sie kurz.

„Also was ist's? — Willst Du nach Hause zurück?“

„Nein. . . das ist nur so. . .“

„Woran denkst Du?“

„Ich denke an nichts. . .“

„Also was ist's?“

„So. . .“

Einmal gelang es ihm, eine wortreichere Antwort von ihr zu erlangen:

„Bei mir im Herzen. . . ist etwas Vanges. Auch in den Augen. . . Und es scheint mir immer, daß das alles nicht das richtige ist.“

Sie zeigte mit der Hand auf die Wände, die Möbel, auf alles um sich. Ignat dachte über ihre Worte nicht nach und sagte lachend:

„Da hast Du unrecht! Da ist alles ganz echt. . . alle Sachen sind teuer und haltbar. . . Wenn Du aber willst, werde ich alles verbrennen, verkaufen, verschenken und neue Sachen anschaffen! Nun, willst Du?“

„Wozu?“ sagte sie ruhig.

Endlich begann es ihn zu wundern, daß sie, die so jung und gesund war, so lebte, als ob sie schlief, nichts wünschte, nur in die Kirche ging und allen Menschen gegenüber scheu war. Und er tröstete sie:

„Wart nur, bis Du mir einen Sohn gebierst, dann wird für Dich ein ganz andres Leben beginnen. Du bist deshalb traurig, weil Du wenig Sorgen hast, und er wird Dir schon Sorgen verschaffen. . . Du wirst ja einen Sohn gebären?“

„Wie Gott wollen wird,“ antwortete sie und senkte den Kopf.

„Nun, Molotantin, warum läßt Du die Nase hängen? Sie geht wie auf Glas. . . und blickt, als hätte sie jemand umgebracht! Ach ja! Bist ein so fastiges Frauenzimmer und hast zu nichts Lust. . . Närrin Du!“

Einmal kam er betrunken nach Hause und begann sie mit seinen Liebkosungen zu verfolgen. Sie wich ihm aus. Da wurde er zornig und schrie:

„Laß die Poffen, Natalja! Gib acht!“

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu und fragte ruhig:

„Was wird dann sein?“

Ignat machten diese Worte und ihr furchtloser Blick ganz wild.

„Was?“ brüllte er und näherte sich ihr.

„Willst Du mich vielleicht schlagen?“ fragte sie, ohne sich zu rühren und ohne mit dem Auge zu blinzeln.

Ignat war gewohnt, daß man vor seinem Zorn zitterte, und es war für ihn seltsam und tränkend, ihre Ruhe zu sehen.

„Da hast Du!“ schrie er und holte mit der Hand nach ihr aus. Sie wich langsam, doch zur rechten Zeit seinem Schlag aus, faßte ihn dann bei der Hand, stieß sie von sich und sagte, ohne die Stimme zu heben:

„Wenn Du mich anrührst, so komm nie wieder zu mir! Ich werde Dich nie mehr zu mir lassen!“

Ihre großen Augen wurden schmal, und ihr scharfer, schneidender Glanz ernüchterte Ignat. Er las auf ihrem Gesicht, daß auch sie ein starkes Tier war, und daß sie, wenn sie wollte, ihn nie zu sich lassen würde, auch wenn man sie totschlänge.

„Ach, Du Heidin!“ brüllte er und ging. Doch wenn er ihr auch das eine Mal nachgegeben hatte, so wollte er es kein zweites Mal thun; er hätte es nicht gelitten, daß ein Weib und noch dazu seine Frau sich vor ihm nicht beugte: das würde ihn erniedrigt haben. Er fühlte sofort, daß seine Frau ihn dann in nichts und niemals gehorchen würde und zwischen ihm und ihr sich ein hartnäckiger Kampf um die Oberherrschaft entspinnen müßte.

„Gut! Wollen wir sehen, wer den andern unterkriegt.“ dachte er am nächsten Tag, indem er seine Frau mit finsterner Neugierde beobachtete, und in seinem Herzen flammte schon der stürmische Wunsch auf, den Kampf zu beginnen, um möglichst bald den Sieg auszukosten.

Aber nach vier Tagen erklärte Natalja Dominischna ihrem Mann, sie sei schwanger. Ignat erzitterte vor Freude, umarmte sie fest und sagte:

„Du bist ein Prachtweib, Natalja! Natascha . . . wenn's ein Sohn ist! Wenn Du einen Sohn gebierst, werde ich Dich vergolden! Mehr als das! Ich sag's Dir grad' heraus, ich werde Dein Diener sein, ich sag's vor Gott! Ich werd' mich Dir zu Füßen legen, und Du kannst auf mir herumtreten, so viel Du willst!“

„Das steht nicht in unsrer, sondern in Gottes Hand!“ sagte sie leise und überzeugend.

„Ja, in Gottes Hand!“ rief Ignat bitter aus und senkte traurig den Kopf. Von diesem Augenblick an begann er seine Frau wie ein kleines Kind zu pflegen.

„Warum hast Du Dich ans Fenster gesetzt? Sieh acht, daß Du nicht in den Zugwind kommst, sonst wirst Du noch krank!“ sagte er streng und freundlich zu ihr. „Warum springst Du über die Treppe? Du wirst alles in Dir aufrütteln . . . Du solltest mehr essen, ich für zwei, damit auch er genug hat . . .“

Die Schwangerschaft machte Natalja noch in sich gekehrter und schweigsamer; sie schien noch tiefer in ihr Inneres eingedrungen zu sein und war vom Pulsieren des neuen Lebens unter ihrem Herzen ganz in Anspruch genommen. Doch das Lächeln ihrer Lippen wurde heller, und in den Augen flammte manchmal etwas Neues, Schwaches und Scheues auf, wie der erste Schimmer des Morgenroths.

Als endlich die Geburt kam — es war früh des Morgens an einem Herbsttage — erlebte Ignat beim ersten Schmerzensschrei, der sich seiner Frau entzog, wollte ihr etwas sagen, machte nur eine abwehrende Geste mit der Hand und ging aus dem Schlafzimmer, wo die Frau sich in Krämpfen wand, in das kleine Gemach hinunter, das seiner verstorbenen Mutter als Betzimmer gedient hatte. Er ließ sich Schnaps bringen, setzte sich an den Tisch und begann finster zu trinken, indem er auf den Lärm im Hause und das Stöhnen der Gebärenden, das von oben drang, lauschte. In einer Ecke des Zimmers hoben sich undeutlich die dunkeln und teilnahmslosen Gesichter der Heiligenbilder ab, die vom flackernden Lichte der Oellampe schwach beleuchtet waren.

Dort, über seinem Kopfe, stampfte und scharpte man mit den Füßen, sahob etwas Schweres über den Fußboden hin, klapperte mit Geschirr und lief geschäftig die Treppe hinauf und herunter . . . All das ging schnell und eilig vor sich, doch die Zeit zog sich langsam hin. An Ignats Ohr drangen gedämpfte Stimmen:

„Es wird wohl so gar kein Ende nehmen . . . man sollte in die Kirche schiden und die Altarthiren öffnen.“

In das aufstehende Zimmer trat die im Hause wohnende Verwandte Wassuschka herein und begann laut zu beten:

„Du unser Herrgott . . . der Du so gütig warst, vom Himmel zu uns zu kommen, und den die heilige Muttergottes geboren hat . . . der Du die Schwäche des menschlichen Fleisches kennst . . . verzeih Deiner Sklavin . . .“

Und plötzlich erklang, alle Laute überhörend, ein unmenschlicher Schrei, oder ein gedehntes Stöhnen schwamm

leise durch die Zimmer des Hauses und erstarb in den Ecken, die schon von der Abenddämmerung erfüllt waren . . . Ignat warf den Heiligenbildern finstere Blicke zu, seufzte tief und dachte:

„Wird's wieder eine Tochter sein?“

Manchmal erhob er sich, blieb ohne Zweck in der Mitte des Zimmers stehen und bekreuzte sich schweigend, sich tief vor den Heiligenbildern verneigend, dann setzte er sich wieder an den Tisch, trank Schnaps, der ihn in diesen Stunden nicht berauschte, dröselte vor sich hin und verbrachte so den ganzen Abend, die ganze Nacht und den Morgen bis zum Mittag.

(Fortsetzung folgt.)

## Schoenlanks erstes Debüt in der Pfalz.

Genosse F. J. Ehrhart erzählt in der Beilage der „Pfälz. Post“: In dem Maße, wie sich das Socialistengesetz für seine Väter wirkungslos erwies, steigerte sich die brutale, alles Recht mit Füßen tretende Anwendung desselben. Den Höhepunkt erreichte die Vergewaltigung der socialistisch gestimmten Arbeiter Mitte der achtziger Jahre. In Preußen herrschte das System Puttkamer, wie dieser sich räuferte, so spudte die größere Anzahl der Polizeiminister der deutschen Einzelstaaten. Daß der zweitgrößte deutsche Bundesstaat davon keine Ausnahme machen konnte, versteht sich am Rande. Gewissenhaft folgte Bismarck allen nach dieser Richtung gegebenen Anregungen aus Berlin. Herr v. Feilich war der Mann dazu, die preussischen Befehle aufs pünktlichste zu erfüllen. Der bairische Verwaltungsapparat bis hinüber zum Nachtwächter wurde mobil gemacht und aufs „Notivild“ förmlich dressiert. In der als liberal verschrienen Pfalz fand der Feilich-Puttkamerische Geist die gelehrigsten Schüler. Regierungsorgane weitesterten mit dem bis auf die Knochen liberalen Bürgerthum in der Ausübung der Polizeigewalt. So bildete sich beispielsweise in Ludwigshafen eine aus den „besten“ Bürgerjüngern“ rekrutierte sogenannte freiwillige Hilfspolizei, sie zählte etwa hundert Mann und mußte jeweils bei Hausdurchsuchungen oder sonstigen Mazzinis in Dienst treten. Ein weiß-blaues Armband war ihr einzig äußerlich Abzeichen. Manche Nacht harrete die edle Garde in den Polizeilokalitäten zusammengepackt auf eine lohnende Arbeit, stets mußten sie nach stundenlangem Harren erkennen, daß sie von den boshaften Sozzen gefoppt waren und mit abgefägten Hosen suchten sie in den guten Bürgerkreisen ihren berechtigten Ärger in den ordnungstreuen Vauch zu spielen.

Versammlungen jeglicher Art, wenn sie auch nur nach einer „socialistischen“ Verwandtschaft rohen, waren im voraus verboten. Mancher Ordnungsmann bedauerte aufrichtig, daß die Ausnahmebestimmungen des Mösten und Braten der soviel gehähten Umstürzler auf gesetzlichem Wege nicht zuließ. Aber all die Widerwärtigkeiten und Beinträchtigungen verstärkten die Lust und den Eifer der verhältnismäßig kleinen Schar der Geächteten. Wohl wissend, daß ihre Versammlungen verboten werden, beschäftigten sie die hohe Obrigkeit stets mit neuen Anmeldungen von solchen. Heute noch wollen wir dankbar die Mitwirkung jener Gastwirte anerkennen, die sich nicht einschüchtern ließen, uns immer wieder ihre Unterschrift als Saalbesitzer zu den polizeilichen Versammlungsmeldungen zu geben; es war zu jener Zeit kein gering anzuschlagendes Opfer.

Im schönen Monat Mai 1886 hatten wir wieder einen Besuch von auswärts zu erwarten. Der „rote Doktor“, wie unser Schoenlank bezeichnet wurde, hatte eine Tournee von mehreren Versammlungen in der Pfalz zugesagt. War er dem Gros der Partei noch wenig bekannt, so ging ihm für die Eingeweihten doch der Ruf eines schneidigen Kameraden voraus, einen solchen konnten wir unter den gegebenen Umständen am besten gebrauchen. Sein erstes Debüt sollte in Kaiserslautern stattfinden. Die Polizei und Gendarmerie des ganzen Distrikts war aufgeboten, um eine Versammlung unmöglich zu machen. Das war ein Nennen und Jagen um das Versammlungslokal. Schoenlank verduftete aus dem Knäuel, um schließlich, nachdem die Polizei glücklich auf ein totes Geleise gebracht war, vor den Genossen auf freiem Felde ohne polizeiliche Überwachung eine zündende Ansprache zu halten. Als er abdampfte, konnte er sich an den verblühten polizeilichen Gesichtern amüsieren, was er auch ohne alle Schranken that. In Landrecht harrete feiner ein fürstlicher Empfang. Wohlgezählte 20 Gendarmen mit ihren Häuptern und Oberhäuptern nebst dem Ortspolizisten, der sich in den dem festlichen Tage entsprechenden Wachs gesteckt hatte, waren am Bahnhof aufgestellt. Im Zug ging durch die belebten Gassen der alten Sozzenburg. Eine Rede konnte der so hochgeehrte Gast hier nicht halten, das war auch gar nicht die Absicht der Arrangente, wußten diese doch, daß eine solche Demonstration ihnen ungleich wertvoller war als der beste Vortrag. Das Bürgerthum selbst empörte sich über die rücksichtslose Unterdrückung der doch sonst friedlichen und fleißigen Arbeiter. In Neustadt wiederholte sich dasselbe Spiel. Endlich gelangte der so gut Bewachte mit seinem bunten Gefolge in Ludwigshafen an. Am gleichen Abend trat die bürgerliche Hilfs-

polizei in Aktion. Die Kantons- und Distriktsgendarmarie war versammelt. Auf einem Spaziergang, den Schoenlant in Begleitung der Frau eines Genossen in der Stadt machte, versuchte die ihn auf den Fersen folgende Gendarmarie mit ihm zu tarantolieren und ihn dingfest zu machen, aber das entschiedene Auftreten der Begleiterin vereitelte das Vorhaben. Selbstverständlich war auch hier die Versammlung schon im voraus verboten, die Ludwigs-hafener Genossen arrangierten nun eine gründliche Jagd. Die ganze Nacht wurde die hochmögliche Polizei von einem Ende der Stadt nach dem anderen geprengt, alles vollzog sich aber in einer herzerfrischenden Gemütlichkeit, alles geschah auf friedlichem und geselligem Wege. Unser Gast konnte sich schließlich von seinen Strapazen ausruhen, wußte er doch, daß ein halbes Dutzend Augen das Palais, in dem er zu nächtigen geruhte, aufs strengste bewachten. Dafür dankbar, begann dann des andern Morgens — es war ein Sonntag — die Jagd von neuem. Die Polizei „erhielt Wind“, schon um die erste Morgenstunde findet eine „gehelme“ Versammlung an den oberen Ufern des Rheines statt, richtig schon auf unserem Wege dahin wimmelte es förmlich von Polizeiern, Volk war keins zur Stelle. Ganz oben lagen zwei Nachen bereit, in den einen stieg Schoenlant mit einigen Genossen, um über den Rhein zu setzen, boshast luden sie die am Ufer stehenden Beschützer ein, der Versammlung „drüwe“ beizuwohnen. Schnellstens sprangen einige besonders schneidige Gendarmen in den zweiten Nachen, kaum aber vom Ufer abgestoßen, mußten sie schleunigst wieder dem Lande zusteuern, denn ihr Fahrzeug hatte ein Loch; hätten sie nicht hurtig den Strand erreicht, so wären sie gezwungen, ein Schwimmbad zu nehmen. Aber sie ächzten freudig auf, den „roten Hund“ hatten sie los, ihn nach Baden vertrieben, mochten diese sehen, wie sie mit ihm fertig werden. Schon nach wenigen Stunden trieb sich der Flüchtling zum Schrecken der Polizei wieder in den Straßen Ludwigs-hafens herum. Bei unserem Mittagsmahl stellte sich ein feiner geschmieglischer, tadellos gemusterter, mit einer knallroten Kravatte gezielter „Genosse“ ein. Er war über das Vorgehen der Polizei in heiliger Entrüstung entbrannt und bot uns seine Dienste an, ihm war daran gelegen, zu erfahren, wo wir den Abend zu verbringen gedenken. Vertrauen bedingt selbstverständlich wieder Vertrauen, so teilten wir ihm denn unsere Absichten mit, uns, wenn das Tageslicht entflohen, bei Schiffen in der Kanalstraße zusammenzufinden. Bedauerlicherweise hatten wir etwas Verspätung und mußten zu unserem Leidwesen erfahren, daß der neue Genosse schon stundenlang uns mit Ungeduld erwartete. Um so vergnügter aber leuchteten seine Augen, als er unsrer ansichtig wurde. Zunächst ließ er eine Batterie „ungezudehnter“ Deidesheimer auffahren. Zimmer vertrauter und aufgeräumter wurde er, die in übergroßer Anzahl anwesenden Gendarmen und Polizisten genierten ihn in keiner Weise, ja es wollte uns scheinen, daß er gegen dieselben uns an Mut zu übertrumpfen suchte. Offenbar mußte sein parteigenössliches Herz aber noch etwas andres drücken, seine Gebärden deuteten dies an. Bald hatte er den Moment erhascht, mich zu einer Beisprechung auf den Hof einzuladen, bereitwillig leistete ich Folge und nun offenbarte er sein ganzes brünstiges Empfinden. Wir waren ihm elende Stümper, Dredieelen, die sich von den polizeilichen Hundstuden malträtieren ließen. Der ganze Sommer der gedrückten und gedrängten Arbeiterkaste hatte ihn aufs tiefste ergriffen, unbegreiflich war ihm unsere Fielsgeduld, mit der wir uns alles bieten ließen. Aber was sollen wir dem thun? war meine Frage. Die treue Seele wußte Rat. Dreinschlagen müßt ihr. Hier giebt's nur ein Mittel, das ist — Dynamit —. Dabei funkelten seine schönen ehrlichen Augen wild und feurig im Kreise. Ich sollte ihm schwören, nichts zu verraten und seinen Anleitungen zu folgen, dann wollte er bereit sein, uns mit Rat und That an die Hand zu gehen. Ein solch schwerwiegendes Versprechen konnte ich als Demokrat selbstredend nicht eingehen, ohne wenigstens den „Partei-wohlfahrtsauschuß“ ins Vertrauen zu ziehen, es waren ja nur fünf Mann, sie waren alle im Lokal, natürlich mußte auch der „rote Doktor“ mit beigezogen werden. Nach einigem Widerstreben willigte unser neugeborener Freund ein, der große Rat war feierlichst um ihn versammelt, unser Doktor zappelte schon lange mit Händen und Füßen vor Ungeduld. Nunmehr wiederholte „unser Freund“ in beredten Worten seine Anleitungen. Aus Darmstadt sollte das Dynamit bezogen werden und auch geeignete, der Taktik entsprechende Flugblätter wollte er besorgen. Schoenlant war Feuer und Flamme für den herrlichen Plan, er hatte sich im Sturm das grenzenloseste Vertrauen des „revolutionären Genossen“ erworben. Uns allen schüttelte er krampfhaft die Hände, ehrbare Thronen traten ihm in die Augen; den Höhepunkt erreichte seine Begeisterung, als er Schoenlant umarmte und zu küssen versuchte. Schnellstens zog unser Doktor seine Nennmaden-Baden zurück, erst wollte er doch den Namen des braven Bruders, der uns eines solch riesigen Vertrauens beehrte, wissen und dann erst den Bruderichmaß austauschen. Etwas bekommen nannte unser Freund uns den Namen „Braum“, aber noch hegten wir einiges Mißtrauen gegen ihn. Eifersüchtig verlangten wir, daß er sich legitimieren solle; als er sich sträubte, verlangten wir kategorisch, daß er seine Taschen entleere und uns Klarheit gäbe. Nunmehr erkannte er die Situation für nicht mehr geheuer, protestierend gegen unsre Annahme wollte er uns verlassen, mit Wüthesgeschwindigkeit hatten wir ihn in unsrer Mitte, so wiederborstig er sich auch gebärdete, als ging es in die

Hölle, es half ihm nichts, im Zuge ging in die Kopf an Kopf gedrängt besetzte Wirtschaft; hier stellten wir unseren Freund auf den Tisch und den Versammelten als den revolutionären Genossen Braum vor, ihn auffordernd, eine Rede an das Volk zu halten. Er war leichenblau, keines Wortes fähig. Die in vielen Exemplaren anwesende Polizei versuchte ihn zu befreien, erst aber mußte er sich legitimieren und siehe da, der schneidige Kamerad entpuppte sich als der Gendarmarie-Wachtmeister Jägerle. Wir wußten genug und hatten kein weiteres Bedürfnis, den lieben Kameraden weiter aufzubalten, in Kall Komma fünf war er verschwunden, er nahm sich nicht die Zeit, Gut und Stod mitzunehmen, im Galopp jagte er barhäuptig der Gendarmarierstation zu, seine rote Kravatte hatte er unterwegs verloren, sie wurde von uns gefunden und bildete lange ein Andenken an den geriebenen Jägerle alias Genossen Braum. Mit unsrem Genossen war aber auch die ganze uns bewachende Polizei aufs höchste über-rascht, denn sie verduftete gleichfalls nach wenigen Minuten, uns rücksichtslos unsrem Schicksale überlassend. Es waren noch zwei herrliche Stunden, die wir da erlebten, unser Doktor konnte endlich ungeniert vom Leder ziehen, er hat's vortrefflich gethan, allerdings war's „nur ein Wirtschausegespräch“, weshalb es auch nicht als eine nicht polizeilich angemeldete Versammlung angesehen werden konnte. Alle waren wir so vergnügt, daß wir uns am folgenden Montag noch eine kleine Nachfeier gestatteten. Des Nachmittags trafen wir uns in der Stammkneipe bei Liedy am Brädenausgang. Das Lokal war von Polizei umstellt, wie wir erfuhren, hatten sie Auftrag, Schoenlant zu verhaften und damit dem Spiel ein Ende zu machen. Wußten wir auch, daß unsrem Doktor dabei kein Wein angerissen werden konnte, so bestand doch der beiderseitige Wunsch, die Reise unsres lieben Gastes nicht im Gefängnis zum Abschluß bringen zu lassen. So schlüpfte Schoenlant dann schnellstens in einen Maurer-tittel, stülpte eine Ballonmütze auf; während die Polizei von den Fenstern uns beobachtete konnte, wie man einen Mann hochrufend in die Höhe hob, der selbstverständlich nur Schoenlant sein konnte, verduftete dieser in seiner improvisierten Uniform gemächlich die Polizei passierend über die Rheinbrücke nach Mannheim. Gern folgte er auf dem Mannemer Weßplatz der freundschaftlichen Einladung des sogenannten „Abbehr“, sein Konterfei abnehmen zu lassen, um es als Andenken an die angenehmen lustigen Tage in der Pfalz uns zu widmen. Oft genug verichert er uns, daß jene Tage mit zu seinen schönsten Erinnerungen zählten.

Aber was ist aus unrem Jägerle geworden? Den folgenden Tag berichtete die Tagespresse über den Vorfall. Jägerle rückte schon am andern Morgen in das Gendarmariekommando nach Speyer ein, Roß und Reiter sah man als Gendarmen nie mehr wieder. Am nächsten Tage fand sich bei mir ein Offizier der königl. Gendarmarie aus Speyer ein, um höchst eigenhändig ein Protokoll über den Vorfall aufzunehmen. Der hohe Herr geruhte zu versichern, daß Jägerle eine kapitale Gelele gemacht habe, die ihm teuer zu stehen kommen werde. Wohl hörten wir, daß er einige Zeit in dem bekannten Gendarmenhotel in Speyer unfreiwillig Quartier bezogen habe, aber schwere Folgen hat seine Schneidigkeit ihm offenbar nicht gebracht, denn er vertauschte alsbald seinen grünen Frack mit dem blauen Posttittel; wir haben nie gehört, daß seine Kollegen eine besondere Freude über den auf dem sehr ungewöhnlichen Wege zu ihnen gelangten Zuwachs empfunden hätten. Die Polizei und Regierung mochte selbst das Empfinden haben, daß sie auf dem seither gewandelten Wege schlechte Geschäfte mache, denn man ließ uns einige Zeit ungeschoren. Auch unsre „freiwillige Hilfspolizei“ trat von da ab nicht mehr in Aktion. Schwerlich dürfte der Regierung und ihren Organen die Erinnerung an jene sozialistischen Tage ebenso angenehm sein wie uns. —

**Kleines Feuilleton.**

b. Von einer neuen elektrischen Quecksilber-Dampflampe, einer Erfindung des amerikanischen Ingenieurs Hewitt, wird gegenwärtig in einigen Zeitungen in etwas markt-schreierischer Weise berichtet. Die Lampe ist gewiß recht eigenartig, und ihr Licht dient zu manchen wissenschaftlichen Untersuchungen, nur ist sie nicht jetzt und in Amerika, sondern vor neun Jahren in Berlin erfunden worden und wird in Deutschland seit Jahren benutzt. Dr. A r o n s, damals Privatdocent an der Berliner Universität, war mit Untersuchungen über die Vorgänge beschäftigt, die in einer luftleeren oder mit sehr verdünnter Luft gefüllten Röhre vor sich gehen, wenn elektrische Entladungen durch die Röhre geschickt werden. Gelegentlich dieser Untersuchungen konstruierte er die Lampe, von der die Rede ist. Denkt man sich die luftleer gemachte Röhre so umgeben, daß die Enden nach unten stehen, so hat man ein Bild von der äußeren Form der Lampe. Die Schenkel dieser umgekehrten U-förmigen Röhre sind mit Quecksilber gefüllt; außerdem sind Platinstäbe in sie eingeschmolzen, die mit den Enden einer Stromquelle in Verbindung gesetzt werden können, wodurch der Strom zum Quecksilber geleitet wird. Ist dies geschehen, so schüttelt oder neigt man die Röhre ein wenig, um zunächst das Quecksilber in den beiden Schenkeln zur Ver-tüchtigung zu bringen, was zum Schließen des Stromes notwendig ist; beim Zurückfliegen des Quecksilbers bildet sich zwischen den

\*) Spitzname eines bekannten Photographiebuden-Besizers.

Schenkel der Lichtbogen aus. Das Licht ist ein sehr helles, grünes, in welchem die roten und gelben Strahlen nur sehr schwach vertreten sind; das Licht rührt nämlich von glühenden Quecksilberdämpfen her, welche die Röhre erfüllen. Wegen dieser Eigenschaft eignet es sich zur gewöhnlichen Beleuchtung gar nicht; denn alle roten und gelben Farbtöne verschwinden in diesem Lichte und werden vollkommen dunkel.

Diese Lampe wurde von Arons im Oktober 1892 der Physikalischen Gesellschaft in Berlin vorgeführt und in den Berichten dieser Gesellschaft beschrieben. Im Januar 1896 fand gelegentlich des 50jährigen Jubiläums der Physikalischen Gesellschaft eine Ausstellung physikalischer Apparate statt; hier wurde auch die Quecksilberbogenlampe ausgestellt und vorgeführt. Arons untersuchte eingehend die Vorgänge im Quecksilber-Lichtbogen; eine ausführliche Abhandlung über die Lampe und seine Messungen, — es wurden solche an einem Quecksilber-Lichtbogen von  $\frac{3}{4}$  Meter Länge vorgenommen — veröffentlichte er 1896 in den Annalen der „Physik und Chemie“. (Bd 58.)

Seitdem ist die Lampe in vielen wissenschaftlichen und technischen Zeitschriften beschrieben worden und auch in die Lehrbücher übergegangen. Auch ist sie im Handel als Arons'sche Quecksilber-Bogenlampe erhältlich.

Besonders wird mit der Lampe in der Physikalisch-technischen Reichsanstalt gearbeitet, wo ihr Professor Lummer eine für seine Untersuchungen geeignete Form gegeben hat. So wenig sie nämlich wegen des Fehlens des roten Lichtes zu gewöhnlichen Beleuchtungszwecken dienen kann, so sehr ist sie gerade wegen dieser Eigenschaft geeignet, bei Untersuchungen zu dienen, in welchen homogenes (einfarbiges) Licht notwendig ist; sie liefert nämlich das hellste homogene Licht, das wir bisher zu erzeugen im Stande sind.

Wenn diese Lampe jetzt als amerikanische Erfindung gerühmt wird, so liegt wohl ein Mißverständnis vor; Hewitt wird sie kaum als seine Erfindung ausgegeben haben. Dagegen scheint er sich bemüht zu haben, die Lampe für gewöhnliche Beleuchtung nutzbar zu machen; wenigstens schrieb die „Voss'sche Zeitung von Staats- und Gelehrten-Sachen“: „Es ist gelungen, dem Licht durch Anwendung dunkelroter Blendschirme durchaus normale Färbung zu geben.“ Das ist natürlich vollendeter Unfug, wie er der Zeitung von gelehrten Dingen zuweilen passiert. Blendet man Licht ab, so kann man ihm nur etwas fornehmen, nichts hinzufügen; ein roter Blendschirm kann von dem grünen Licht einen beträchtlichen Teil zurückhalten, aber kein rotes Licht erzeugen. Das Licht würde also von seiner Helligkeit viel verlieren, an Rote jedoch nichts gewinnen.

Hewitt behauptet allerdings, es sei ihm gelungen, dem Licht das fehlende Rot zuzufügen. Ueber die Mittel spricht er sich nicht ganz deutlich aus; es scheint, als ob er in die Röhre noch andre Gase hineingelassen hat, die ebenfalls ins Glühn kommen, und dabei rotes Licht ausstrahlen. Ob das stimmt, muß abgewartet werden, ebenso wie nähere Angaben über den Energieverbrauch im Strome und dessen Zusammenhang mit der Helligkeit abzuwarten sind, ehe man ein Urteil darüber abgeben kann, ob die elektrische Beleuchtung mit dieser Lampe einen wesentlichen Fortschritt gemacht hat. Nebenbei ist es nicht; denn das Licht zeichnet sich durch große Stetigkeit aus, ferner verschlechtert es die Luft in keiner Weise, weil es ebenso wenig, wie eine elektrische Glühlampe, Sauerstoff verzehrt, und weil die giftigen Quecksilberdämpfe in der Röhre eingeschlossen bleiben. Außerdem ist noch zu bemerken, daß kein Verbrauch des teuren Quecksilbers stattfindet; denn da die Quecksilberdämpfe in der Röhre bleiben, so schlagen sie sich nach Abstellen des Stromes wieder nieder. —

### Musik.

Es ist interessant, aber auch bekümmern, mitanzusehen, wie sich jemand eifrig einer Sache widmet, der ihren eigentlichen Ansprüchen nicht gewachsen ist, und wie selbst alles lernende Vorwärtstreben des unvers-reifen Mannes daran nicht viel ändert. Dr. Ludwig Büllner galt seit langem als der berühmte „Sänger, der nicht singen kann“ — singen im echten Sinn des Wortes bezogen auf die kunstmäßige Vollkommenheit des Tones. Was dazu noch alles gehört, zumal das allgemeine Musikalische, darüber verfügt Büllner in reichlichem Maße — am reichlichsten über das kann jemand so wie ihm eigne, hier jedenfalls nicht künstlich gesuchte Kunstmittel eines Ausdrucks durch den ganzen Körper. Auch die gewöhnlicheren Ausdrucksmittel, wie der Wechsel in der Stärke, sind in Büllners Hand gut verwendet, ausgenommen das eine, gerade auf die Dauer so dringend erforderliche: den Wechsel in der Klangfarbe.

Nun hören wir denselben Sänger wieder, wie er in langer, hingebender Arbeit versucht hat, durch Studien beim Fachlehrer das nachzuholen, was ihm im wesentlichen fehlt. Im zweiten seiner vier für diesen Winter angelegten Liederabende sang er ausschließlich Lieder von Richard Strauß, und zwar so annähernd genau in der Reihenfolge der Opuszahlen, daß man sich eines solchen Einblicks in die Entwicklung des Komponisten ebenfalls freuen konnte. Das erste dieser Lieder („Zueignung“ von H. v. Gilm, op. 10 I.) war noch gar kein rechter Strauß. Und eben dieses ruhigere Stück gab dem Sänger Gelegenheit, zu zeigen, daß er einstweilen wirklich mit Erfolg gelernt hat — daß er jetzt im Stande ist, kunstmäßig schöne Töne zu produzieren. Je mehr es jedoch in den eigentlichen Strauß hineinging, zumal in die stürmischen und alle Höhen und Tiefen eines Stimmumfangs scharf beanspruchenden Stücke, desto

mehr verlor sich die Milde des Tones, desto mehr kam das klängefarbarme Geulen heraus, und desto mehr zeigte es sich, daß ein wirklich guter Klang diesem Sänger nur eine kleine Tonstrecke weit — in der höheren Mittelstufe — eigen ist, in der Höhe und Tiefe und dann auch im Piano jedoch gänzlich fehlt. Alle sonstigen Vortragskünste helfen nichts mehr, wenn der Sänger „sich übernimmt“ und nun seine Tonnißgebilde mit Hilfe aller disponiblen Muskeln hinausstößt.

Daß wir den Komponisten abermals näher würdigen lernten, bedarf wohl nicht erst einer Hervorhebung. Einen besonderen Eindruck — zumal durch oder trotz Willners Pseudokunst — machte die Komposition des wahrhaft gut gedichteten „Arbeitsmannes“ von R. Dehmel (op. 39 III.), dessen Refrain, daß uns „nur Zeit“ fehle, mit zur Vertonung ganz besonders herausfordert. Für gemischten Chor ist es von Jos. Egen komponiert (Dresden, J. Günther), in einer Weise, die sich bei ihrem Liedertafel-Abstimmen zwar nicht mit dem freien Ausdruck von Strauß messen kann, die aber ihren Eigenwert auch demgegenüber behält. Verhältnismäßig matt erklingen uns die Vertonung des Liliencron'schen „Glüdes genug“ und selbst nicht frei von falschen Accenten in der kompositorischen Darstellung. Die Behandlung desselben Textes durch Hans Richard (Leipzig, W. Salzer) dürfte nach mehr als einer Seite wirkungsvoller sein.

Freudig überrascht waren wir durch drei Kompositionen von Gedichten Müderts. Wie sehr widerlegen sie doch die Legende, als handele es sich bei diesem Dichter nur um Verse. Gerade die geistige Fülle, die hinter den Müdertschen Formen steckt, kam unter der Behandlung durch diesen Komponisten mächtigst heraus. — sz.

### Notizen.

— Vierbaum will, so heißt es, vom Ueberbrettl hüpfen. Dann hätte die Direktorherrlichkeit netto einen Abend gedauert. —

— D'Annunzio's „Tote Stadt“ wird, dem „V. L.“ zufolge, in einer Mittagsvorstellung im Neuen Theater, die die Lessing-Gesellschaft veranstaltet, zum erstenmal in deutscher Sprache aufgeführt werden. —

— Mit den Berliner Theatern wird es bald so weit sein, wie mit gewissen Berliner Bühnen: sie werden „neu eröffnet“. Mit der Trianon-Bühne soll es noch in dieser Woche der Fall sein; der „Freien Bühne“ in Friedenau wird das Glück Mitte des Monats Januar zu teil werden. Der „Deutsche Arbeiter-Verein“ will das Ding riskieren. —

— Der „Herales“ des Euripides, in der Uebersetzung von Wilamowitz, wird vom Wiener „Akademischen Verein für Kunst und Literatur“ im Josefstädter Theater am 6. Januar zur Aufführung gebracht werden. —

— Charpentiers Musikroman „Louise“ erzielte, nach der „Voss. Ztg.“, bei der Erstaufführung in Eberfeld einen durchschlagenden Erfolg. —

— Baugers „Siegfried“ ist am letzten Tage des Jahres zum erstenmal an der Pariser Oper mit Erfolg in Scène gegangen. —

— Alttertiumfund im Sudan. Ungefähr zehn Meilen südlich von Schendi in einem Badi beim Djebel Ardm ist Anfangs Dezember, wie die „Völn. Ztg.“ berichtet, von zwei Engländern eine Gruppe von Tempeln der Ptolemäerzeit entdeckt worden. —

— Eine Leibl-Nummer hat die „Leiziger Illust. Ztg.“ herausgegeben. — Etwas ganz Feines! —

— Preise von 5000, 3000 und 2000 M. schreibt das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zur Erlangung einer Vorrichtung zum Messen des Winddrucks aus. Die Vorrichtung, die sich nach längerem Gebrauch am besten bewährt, wird außerdem noch mit einem Extra-Preise von 3000 M. gekrönt werden. Zum Wettbewerb sind Inländer und Ausländer zugelassen. Letzter Einlieferungstermin ist der 1. April 1903. Die Entwürfe sind zu senden an die Deutsche Seewarte in Hamburg. —

— Kranienburg, die einst weltberühmte Sternwarte Lhede Brahes auf der schwedischen Insel Öven, soll demnächst restauriert werden. —

ie. Ein ungewöhnlich starker Regenfall hat sich Mitte Dezember in einem Ort der englischen Grafschaft Somerset zugetragen. Es wurde nämlich im Verlauf von 36 Stunden vom Abend des 11. bis zum Morgen des 13. Dezember 642 Zoll (etwa 170 Millimeter) Regenhöhe gemessen, wovon der größere Teil im Verlauf von 24 Stunden niedergekommen war. Für unsere Breiten bedeutet eine solche Niederschlagsmenge etwa den ganzen Betrag, der sonst im Verlauf von 3—4 Monaten zu fallen pflegt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. Januar.